

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 109 (1983)
Heft: 31

Rubrik: Von Haus zu Haus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Ilse Frank

Hilflosigkeit

Wieder Ruth. Von der ich auch schon berichtete. Meine Kollegin. Die nicht ganz meine Freundin ist, jedoch mehr als eine Berufsgefährtin. Die mir einiges anvertraut. Aus ihrem Leben erzählt.

Ruth hatte kein gutes Wochenende. Sie blieb allein. Nicht zwei ganze Tage lang. Nur zeitweise. Und am Samstagabend. An ihm besonders. Da fühlte sie sich einsam, verlassen.

Ruth nähert sich der Vierzigerschwelle. Sie trachtet, den Übergang vom einen Lebensjahrzehnt zum anderen aus ihrer Gedankenwelt zu verbannen. Das gelingt ihr allerdings nicht immer. Manchmal grübelt sie über ihre Zukunft nach – und über die Chancen, die ihr das Schicksal noch bietet. – Das Resultat scheint ihr entmutigend.

Ruth meint mit «Chancen» Gelegenheiten, wertvolle Beziehungen einzugehen. Kontaktmöglichkeiten haben sich ihr bisher immer nur vereinzelt erschlossen. Doch es gelang ihr während vieler Jahre, die Leere zu überspielen – zu überarbeiten, genauer formuliert. Ruth schuftet noch wie eine Verrückte, flieht in den Stress, um sich einreden zu können, für die Minne fehle ihr die Musse. Dabei ist ihr, will sie ehrlich sein, klar, dass sie endgültig auf Ehe oder Mutterschaft verzichten muss.

Wohl eher instinktiv denn gezielt hat bereits die Mittzwanzigerin für Ersatzkinder gesorgt: Vor fünfzehn Jahren nahm sie sich des nachbarlichen «Wildwuchses» an, eines Mädchens und eines Knaben, die damals über die Pferde stehende Schwester entzückt, über die Aufgaben lösende Tante erfreut waren. Spontan machten sie Ruth zur Kameradin, bald auch zur Komplizin, die Sorgen mittrug, Geheimnisse bewahrte, Konflikte mit den Eltern löste, Zuneigung vergab.

Ruth sass allabendlich bei ihren Wahlverwandten, sah die Kinder zu Leuten werden, tummelte sich weiter in ihrem Kreis, gehörte wie selbstverständlich zu den beiden.

Ruth erkannte, dass ihr Glück

gefährdet war. Sie sah Entwicklungen voraus, befasste sich mit kommenden Ablösungsprozessen. Die als streng intellektuell Geltende kämpfte verstandesmäßig gegen ihre Ängste. Fasste tapfere Entschlüsse. Wollte nicht so handeln wie die menschlichen Gluckhennen, die ihre Küken ewig unter den Fittichen behielten.

Ruth verliert ihren Schützlingen innerlich das Recht auf Individualität, bemühte sich, die Furcht vor der Abwendung zu kaschieren. Wenn die Heranreifenden unschlüssig waren, ob sie ausgehen oder sich zu Hause amüsieren sollten, ermutigte Ruth sie stets zu Schritten Richtung Neuland. Und der besitzergreifenden Mutter redete sie zu, wenn sie von ihrer Jungmannschaft mehr Anhänglichkeit forderte. «Du musst sie ziehen lassen», sagte Ruth, wobei sie eher zu sich selbst als zur Nachbarin sprach, «du darfst sie nicht anbinden. Lehre sie, ohne dich auszukommen!» Ohne dich ..., dachte Ruth. Vollkommen ohne dich. So werden sie bald alles tun. – Was dann?

Ruth beschloss aus einer Art Notwehr heraus, jede Stunde der Gemeinsamkeit als Geschenk zu betrachten. Die Augenblicke zu nutzen. Das Glück der Gegenwart nicht mit künftigen Unbilden zu zerstören. Da fand der Jüngling eine Freundin, das Mädchen einen Freund. Den beiden Liebenden diente das elterliche Heim fast nur noch als Ausgangspunkt, von dem sie forteilten, wie es ihnen die suchende Seele befahl. Ruth blieb immer öfter zurück. Liess sich ihre Trauer kaum anmerken. Erteilte ihrem Herzen Befehle. Wüschte sich, edel und gut, selbstlos zu sein. War es nicht. Schaffte es selten, die eigenen Bedürfnisse zu unterdrücken.

Ruth fühlte sich verraten. Schalt sich eine Törlin. Verbot sich die ihr unpassend, unanständig scheinenden Regungen. Sie erwähnen wollte sie nie.

Zur Duldsamkeit hielt sich Ruth an. Bis die Mauer barst. Bis die gestauten Gefühlsfluten aus der Enddreissigerin herausbrachen, sich über mich ergossen.

Ruth hatte kein gutes Wochenende. Füllte die öden Räume mit erzwungenen Beschäftigungen. Offenbarte sich niemandem. Erst am Montag – mir. Wie hätte ich reagieren können? Ich, die Windgeschüttelte?

Hat Mit-Leid je jemandem geholfen?

Ein Zeichen der Zeit?

Hier oben kein Mensch weit und breit. Doch wenn man zehn Minuten zu Fuss hinuntersteigt, kommt man aus dem Wald heraus und gelangt unmittelbar an die Überlandstrasse mit ihrem Sonntagsverkehr.

Welch ein Kontrast! Man sträubt sich geradezu, aus jener Oase der Stille zu treten. Um so verwunderter bin ich, als ich die beiden Familien entdecke. Sie haben sich hart neben ihren Blechkisten häuslich eingerichtet, auf einem kleinen Ausstellplatz neben der Strasse. Offensichtlich gedenken sie, hier ihren Sommer sonntag zu verbringen; den Grill haben sie bereits aufgestellt. Die Kühlboxen sind auch schon hervorgeholt, ebenso Tische und Stühle. Lärm und Staub liefert die Strasse, was fehlt, ist eindeutig die Ruhe und der Schatten.

Es handelt sich um junge Leute, und wenn es ihnen hier gefällt, soll es mir recht sein. Bestimmt sind sie überglücklich, überhaupt ein «einsames» Plätzchen gefunden zu haben, wo sich noch niemand niedergelassen hat. Automobilistenseelen sind unergründlich – leid tun mir lediglich

die Kinder. Vorläufig sitzen sie brav auf ihren Stühlchen. Doch wie ich Kinder kenne, wird bald der Augenblick kommen, wo sie nicht mehr zu halten sind. Bei diesem Verkehr sind aber Kleinkinderschritte lebensgefährlich. Das wird ein zermürbender Sonntag werden! Die Eltern werden hässig und müde sein und die Kinder unausstehlich.

Dabei wäre weiter oben das Paradies zu finden. Die Kinder können dies nicht wissen, weil sie es noch nie erfahren haben. – Wissen es diese jungen Eltern auch nicht? Haben sie bereits ihre Kinder-Sonntage auf nüchternen, lärmigen, heissen Ausstellplätzen verbracht? Oder sind sie tatsächlich zu faul, um ein Stück zu Fuss zu gehen und auf ihren Camping-Komfort zu verzichten?

Dina

Mustergütig

In einer Kurzmeldung wird durch die Tageszeitung die Nachricht verbreitet, dass keine AIDS-Epidemie (eine Krankheit des körpereigenen Abwehrsystems) zu befürchten sei. «Für den grössten Teil der Bevölkerung ist



das AIDS-Risiko äusserst gering. Gefährdet sind aber (...) auch die Bluter. Laut Auskunft des Schweizerischen Roten Kreuzes besteht hier aber keine Gefahr; das für Bluter notwendige Gerinnungspräparat stamme vor allem aus Schweizer Blutspenden.» So weit der Text der Schweizerischen Depeschagentur.

Seit ich diese Notiz gelesen habe, male ich mir die Reaktion der Leser aus. Nicht, weil je nach Meinung von Herrn Prof. Dr. med. X, Herrn Prof. Dr. med. Y oder Herrn PD Dr. med. Z die Gefährlichkeit der um sich greifenden Erkrankung enorm, nicht der Rede wert oder unter Kontrolle ist, sondern weil Schweizer Musterknaben und -mädchen Blut spenden. In moderne Bibelsprache übersetzt, müsste es etwa heissen: Lieber Gott, wir danken Dir, dass wir Schweizer nicht so sind wie die Homos, die Fixer, die Prostituierten ...

Reagieren Sie auf diese Weise, oder sind Sie auch schockiert ob dieser Überheblichkeit?

Hanni Gerhard

Liebe Hanni Gerhard
Ich bin auch schockiert. – Aber das schockiert wohl wieder andere.
Ilse

Modern Times

Hurra, endlich ein Automat! Keine Verkäuferin wird mir mehr in der Verkaufsfiliale vorwurfsvolle Blicke zuwerfen, weil ich schon wieder mit sechs leeren Weinflaschen anrücke und eine Depot-Rückzahlung dafür verlange. Einen ganz neuen Rückgabe-Automaten habe ich am Samstag entdeckt, und Automaten können mich nicht verdächtigen, eine heimliche oder unheimliche Säuerin zu sein. Kein Mensch wird mir zusehen, wenn ich schnell meine Flaschen aus der Tasche ziehe und sie unbemerkt von der Öffentlichkeit in den schönen, neuen Automaten stelle. Der Automat, so verspricht mir sein Aufdruck, wird mir schweigend – und nur auf Knopfdruck-Aufforderung – ein Zettelchen als Quittung aushändigen, ach nein: natürlich für mich ausspucken.

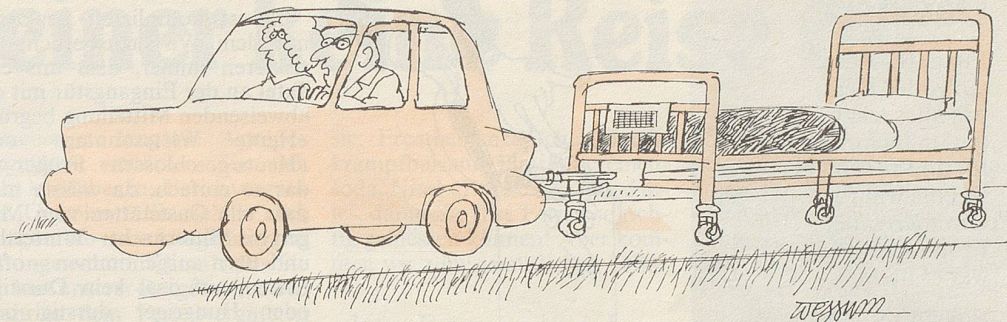
Freudig ziehe ich am Dienstag mit sieben leeren Flaschen los; sogar eine Flasche mehr habe ich mitzunehmen gewagt. Viele Leute stehen im Laden, und ich schleiche an ihnen vorbei, um im Seitengang schnell und still mein Vorhaben auszuführen. Flugs eine Flasche nach der andern auf die Drehscheibe in den Automaten gestellt, und sie dreht sich brav, die Scheibe. Aber nur bis zur dritten Flasche. Da leuchtet plötzlich eine grüne Schrift auf,

die mir befiehlt, nach der letzten Flasche den grünen Knopf zu drücken. Blöder Automat! Woher will er wissen, ob das meine letzte Flasche ist oder nicht? Wieder Vorwürfe – diesmal vollautomatische? Es wird noch schlimmer, nach dem Knopfdruck. Da geht eine Pieps-Schriill-Sirene los, die einer grösseren Bankfiliale bei einem Überfall gute Dienste leisten würde. Verschämt sehe ich mich um, drücke verzweifelt nochmals auf den grünen Knopf. Das nützt natürlich nichts. Nachdem der Alarm lange, lange Zeit schrillgepiepst hat, eilt ein bebrillter Mann herbei. – Ein Neuer hier... den haben sie wohl extra mit dem neuen Automaten einstellen müssen. Er klabt nervös meine drei Flaschen und dazu drei Bierflaschen, die gar nicht von mir sind, aus dem Bauch des Automaten und murmelt dauernd, er verstehe das nicht. Publikum hat sich unterdessen angesammelt. Ein richtiger Auflauf ist das!

Ich bleibe von nichts verschont. Der Bebrillte läuft weg, immer noch murmelnd (er versteht weiterhin nicht), und kehrt ewig nicht zurück. Ich stehe da, vom Publikum umzingelt, das tadelnd schaut, weil ich den Automaten kaputtgemacht habe und die einkaufseiligen Leute aufhalte.

Endlich kommt er wieder, der Mann, und nach einigem Hin und Her halte ich mein Zettelchen in der Hand. Wenigstens konnte ich noch lautstark verkünden, die Bierflaschen seien dann, bitte schön, nicht von mir. –

LUFTSEILBAHN
Chäserrugg
UNTERWASSER
Ein Erlebnis täglich bis 23. Oktober!



«Sind wir Pessimisten oder Hypochonder?»

Ich habe immer schon etwas gegen Automaten gehabt. Und früher, ich meine: in den guten, alten Zeiten, da bin ich bei der Flaschenrückgabe wenigstens nur von einer einzigen Person im Hinterkämmerchen vorwurfsvoll betrachtet worden. Verena Frei

auch diesmal eines. Und am Tag, als ich Deinen Artikel lese, haben wir bereits gezügelt.

Merke: Nette Kunden – nette Handwerker! Und: Ein Pferd, dem man bei lebendigem Leib die Haut abzieht, wird kaum ein gutes Zugross werden. Dein Hans vom Sensestrand

Echo aus dem Leserkreis

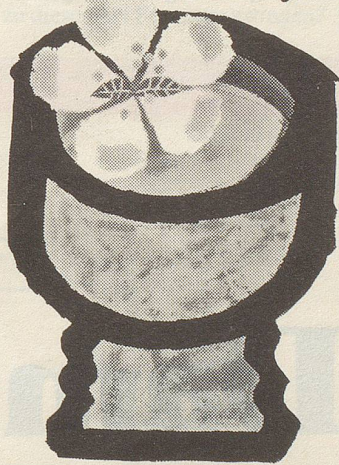
Nette Handwerker
(Nebelspalter Nr. 26)

Liebe Suzanne Geiger
Deine Schilderung lässt mich, einen Schreinermeister, auf die Palme steigen. Eine soeben erlebte Begebenheit muss ich Dir erzählen. Sie hat auch mit einer Küche zu tun.

18. April 1983, morgens um sieben Uhr. Das Telefon läutet. «Das kann nur die Mutter von einem unserer Lehrlinge sein, um den Fritz, den Peter oder den Edy wegen Krankheit zu entschuldigen.» Doch wie so oft habe ich mich auch diesmal getäuscht. Peter Landolf, mein ehemaliger Dienstkamerad, meldet sich: «Hans, du kannst uns die neue Kücheneinrichtung machen, den Termin wirst du mit dem Architekten vereinbaren.» Das ist das Geschenk des Tages, kein Wort von zu hohen Preisen, von Spezialkonti, Kollegenrabatt und Abgebot auf den Apparaten.

6. Juni 1983, halb acht Uhr. Unser Anschläger ist bereits unterwegs. Zusammen mit einem Stift fährt er zu Landolf, um die alte Küche zu demontieren. Tags darauf sind die Maurer und die Zimmerleute dran. Während unsere Leute im Keller notdürftig ein Küchenprovisorium installieren, werden Mauern ausgebrochen, Balken versetzt, Unterzüge eingeschoben. Der Installateur, der Heizger, der Elektriker, der Gipser und der Plättliger rücken an, und eine Woche später sind wir wieder dran. Doch unterdessen haben sich Bauherrschaft und Architekt verschiedene Änderungen einfallen lassen: Man könnte doch die Wohnstube anders gestalten, eingebaute Möbel versetzen, die Decke vergrössern und viel anderes mehr. Also drauflos! Und wie so oft Wunder geschehen, geschieht

Fabelhaft ist Apfelsaft



ova **Urtrüeb**
bsunders guet